Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 22

Artikel: Sagen aus dem Guggisberg [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-637607

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 30.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

jedenfalls auch Speisen mit. Nur da, wo ganze Stüde mit Anochen mitgegeben wurden, läßt sich das nachweisen. Dies war in Münsingen der Fall, wo man zu Füßen des Toten Ueberreste einer Ochsenrippe und einen Kalbsschenkel fand. Merkwürdigerweise scheint man den Toten keine Getränke ins Grab gestellt zu haben. Dies dürsen wir daraus schließen, daß die Gefäße in den keltischen Gräbern meistens fehlen, während sie in den frühern vorgeschichtlichen Epochen ständig vorkommen.

Es wäre nach D. Biollier möglich, daß dem Toten die Getränke auf das Grab geschüttet wurden, wie dies von den Griechen überliefert ist, welche zur Zeit der Relten ihren künstlerischen Höhepunkt erreicht hatten. Daß nämslich die Relten von den Griechen sich bei ihren Gradsgebräuchen beeinflussen ließen, ersehen wir aus dem Totensgebrauche, dem Toten eine Münze, den Obolus in die Hand zu geben, welchen er dem Fährmann Charon bei seinem Eintritt in die Unterwelt überreichen mußte. Diese gleiche Sitte findet sich bei den Etruskern und Römern, kommt am Ende der Latenzeit, also im 1. Jahrhundert vor Christus, in einigen keltischen Gräbern vor.

Nach diesen anerkennenden Ausführungen darf nicht verschwiegen werden, daß man mit dem Verfasser nicht durchweg gleicher Meinung ist. So erscheint mir 3. B. sein Urteil über P. Reineckes Beitrag zur Kenntnis der La Tène Denkmäler auf S. 7 nicht gerechtfertigt. Ferner sollte man bei den einzelnen Vorkommnissen auch noch den Ort und die Grabnummer anführen zur Erleichterung der Nachprüfung. Alles in allem aber ist Violliers Buch eine respektgebietende Leistung, zu der man den Verfasser besalückwünschen dark.

D. Tichumi.

Sagen aus dem buggisberg.

V

Im Dorfe Schwarzenburg lebte einmal ein junger Mann, der fragte den Mädchen nichts nach und wich ihnen aus, wie er nur konnte. Er hatte auch wenig Umgang mit seinen Altersgenossen, sondern ging nur zu den notwendigsten Arbeiten und Berrichtungen aus dem Hause, worin seine alternde Mutter die Hausgeschäfte verrichtete, bei denen er ihr wie ein treuer Knappe mithalf, so daß er oft als "Mutterhöd" verspottet und ausgesacht wurde. Das bewirkte aber nur, daß er noch weniger ins Dorf ging und seiner Mutter um so anhänglicher wurde. Aber einmal wurde diese krank und mußte sterben. Der junge Mann war untröstlich und trennte sich nicht von der Leiche, bis sie ihm das Grab entrik.

In der folgenden Racht hatte er einen sonderbaren Traum. Er fah, wie das Schlüsselloch seiner Schlafzimmer= ture groß und immer größer wurde und wie aus ihm ein rungliges, verschrumpftes Frauchen heraustrat. Wie es mitten im Zimmer stand, wuchs es, wurde immer größer, bis es Größe und Gestalt seiner Mutter angenommen hatte, aber dann glätteten sich die Runzeln ihres Angesichts, ihre Saare wurden ichon und seidenweich, ihr Ruden stredte sich und eine wunderschöne Jungfrau stand vor ihm. Er wollte die Urme nach ihr ausstreden, aber er vermochte fein Glied zu rühren; er zitterte und bebte, aber die Anstrengung raubte ihm den Atem, ohne daß sie etwas nütte. Die Brust war ihm wie zusammengepreßt durch eine furcht= bare Last. Endlich stieß er einen heisern Schrei aus - und erwachte. Er war in Schweiß geraten und zitterte an allen Wliedern.

Bon nun an hatte er beinahe jede Nacht ähnliche Träume. Jedesmal erwachte er mit einem Schrei und fand sich dann atemlos und wie zerschlagen von der furchtbaren Angst, die der schreckliche Druck auf seine Brust erzeugt hatte.

Endlich faßte er sich ein Berg und klagte seine Not einer alten Frau, die eine gute Freundin seiner Mutter gewesen war und zu der er daher am meisten Zutrauen hatte. Sie sagte ihm, daß ihn das "Doggeli" plage. Er folle nur einen hölzernen Bapfen machen von Safelholz, das er sich an einem Freitagmorgen vor Sonnenaufgang in den drei höchsten Namen geschnitten habe, und dann ein Loch in den "Unterzug" bohren, zu dem der Zapfen paffe. Endlich muffe er noch einen Schraubstod bereit machen, am besten ihn ins Schlafzimmer nehmen. Wenn er nun ben Drud fpure, solle er auf die Bruft gu greifen suchen, fest paden, was er dort auch finden moge, und das Gefundene bis am Morgen in den Schraubstod einklemmen. Um Morgen werde er die Person, welche ihn als Doggeli geplagt habe, im Zimmer finden; wenn er sie bei sich behalten wolle, musse er nur das, was er im Schraubstock eingeklemmt habe, in das Loch verschließen; sie könne ihm nicht entrinnen, so lange der Zapfen eingestedt bleibe.

Der Bursche tat genau wie ihm geraten worden war, bohrte ein Loch, holte Saselholz am Freitagmorgen vor Sonnenaufgang und machte einen passenden Zapfen. Auch ben Schraubstod stellte er bereit. In der Nacht sah er sich im Traum vor seinem Saus, das größer und größer wurde, bis es schließlich die ganze Welt erfüllte und ihm keinen Raum mehr übrig ließ. Es wuchs um ihn herum, umgab ihn auf allen Seiten, drängte sich dann gegen ihn und drohte ihn zu erdrücken. Er machte sich kleiner und zog sich immer mehr in sich zusammen. Dabei überkam ihn ein wohliges Gefühl, als ob er wieder ein Kind wäre und sich im Schoße seiner Mutter befände. Und da sah er plöglich neben sich eine andere, ebenso kleine Gestalt — es war dieselbe, die ihm in der ersten Nacht erschienen war —, an die er sich plöglich in unbezwinglicher Sehnsucht und Liebe flam= merte, sie umfaßte und fußte. Dabei erwachte er. Langsam fehrte in ihm die Erinnerung an fein Borhaben wieder; er bemerkte, wie seine Arme gefreugt auf der Bruft lagen, als ob er dort etwas festhalten mußte. Sorgfältig suchte er nach, fand aber nur einen Strobhalm, den er mit einem Gefühl der Verlassenheit und des Migmuts in den Schraub= stod einzwang. Dann legte er sich von neuem zur Ruhe.

Als er am folgenden Morgen erwachte, fand er die erträumte Jungfrau neben sich im Bett, wo sie noch schlief. Er betrachtete ihre Jüge — er erkannte vieles, was ihn an seine Mutter erinnerte. Seine Järtlichkeiten weckten endslich die unbekannte Schöne, die mit erstaunten und dann mit angsterfüllten Blicken ihn und die ihr fremde Umgebung betrachtete.

Der Bursche erinnerte sich des Mittels, um die Jungsfrau für immer bei sich zu behalten: er stand auf, nahm den Strohhalm aus dem Schraubstod und verschloß ihn in das Loch im Unterzug. Als sie sein Beginnen durchschaute, flehte sie ihn an, das nicht zu tun, und lange schwankte er zwischen selbstloser Entsagung und eigensüchtiger Liebe. Endslich aber überwog die Liebe und der Wunsch nach ihrem Besitz.

Lange Jahre lebten sie zusammen und bekamen mehrere Kinder, denen die Fremde eine treue, liebevolle Mutter war. An ihnen hatte auch der Vater große Freude, und wenn ihn die Frau wieder und wieder bat, doch den Zwang zu lösen, den Zapken auszuziehen und ihr die Freiheit wiederzugeben, so hatte sie an den Kindern einen Ersak für sie selbst, der dem Manne ihren Verlust erleichterte. So zog er den Zapken aus und die Frau war wieder versschwunden.

Noch oft aber sprachen die Kinder von ihrer Mutter, und wenn der Bater außerhalb des Hauses gearbeitet hatte, erzählten sie ihm, daß sie wieder dagewesen sei, sie gekämmt gepflegt und beschenkt habe. Dem Manne aber zeigte sie sich nie wieder.